

Leseprobe aus:

Warum Deutschland es besser macht



Ein bewundernder Blick
von außen

ROWOHLT

John
Kampfner



ISBN: 978-3-498-00251-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

John Kampfner ist Journalist, Autor und Kommentator. Er war viele Jahre deutscher Auslandskorrespondent in Bonn, Ostberlin und Moskau und berichtete über den Mauerfall und den Kollaps der Sowjetunion von beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Er schrieb und kommentierte u. a. für die *Financial Times*, BBC und war Chefredakteur des *New Statesman*. Seine Bücher «Blair's Wars» und «Why the Germans Do it Better» waren Bestseller in Großbritannien.

John Kampfner

Warum Deutschland es besser macht

Ein bewundernder Blick von außen

Übersetzt von Barbara Steckhan
und Thomas Wollermann

Rowohlt

Die englische Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel «Why the Germans Do It Better»
bei Atlantic Books Ltd, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Why the Germans Do It Better» Copyright © 2020 John Kampfner

Einbandgestaltung Anzinger und Rasp, München

Satz Lyon Text bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00251-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de

Inhalt

Einleitung Deutschland und die Insel

Kapitel 1 Wiederaufbau und Erinnerung

Wie sich Deutschland bis heute an seiner Vergangenheit abarbeitet

Einleitung

Deutschland

und die Insel

Im Januar 2021 jährte sich zum 150. Mal die formelle Gründung des deutschen Nationalstaats, doch das Interesse der Deutschen, diesen Meilenstein der Geschichte feierlich zu begehen, war eher gering. Deutschland steht von Bismarck bis zu Hitler für Militarismus, Krieg, Holocaust und Teilung. Kein anderes Land hat in so kurzer Zeit so viel Unheil angerichtet.

Doch gab es in jüngster Zeit auch zwei Jubiläen, die ein anderes Bild zeichnen. Im November 2019 feierten Millionen den 30. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer. Und im Oktober 2020 sind drei Jahrzehnte seit der Wiedervereinigung vergangen, auch das ein Anlass – unter Pandemie-Bedingungen – für öffentliche Festakte. In seiner ersten Hälfte glich die Historie des modernen Deutschlands mit Krieg und Diktatur einer Horrorgeschichte. Seine zweite ist auf bemerkenswerte Weise von Wiedergutmachung, Stabilität und Reife geprägt.

Kein Land hat so viel Positives in so kurzer Zeit erreicht. Das ist jene Seite der deutschen Geschichte, von der ich berichten möchte. Vielen fällt es schwer, Deutschland als moralisches und politisches Vorbild zu sehen. Die erstaunlich vielen Engländer, die auch heute noch Churchill und dem britischen Gemeinschaftsgeist unter den deutschen Luftangriffen auf London, dem «Blitz», nachhängen, habe ich bereits mit einigen unbehaglichen Wahrheiten konfrontiert. Aber auch die Deutschen, die sich gerne zieren, Verantwortung zu übernehmen, werden sich herausgefordert fühlen.

Während derzeit in vielen Teilen der Welt autoritäre Systeme Konjunktur haben, ein außer Rand und Band geratener und inzwischen abgewählter amerikanischer Präsident die Demokratie aushöhlte, China nach neuer und Russland nach alter Macht greift, bildet *ein* Staat – Deutschland – ein Bollwerk der Vernunft und der Stabilität.

Es steht sehr viel auf dem Spiel. Die freiheitliche Demokratie an sich ist in Gefahr, und Deutschland kommt eine zentrale Rolle bei ihrer Rettung und Erneuerung zu.

Deutschland hat eine stabile Verfassung, politische Diskussionen werden auf einem reiferen Niveau als anderswo geführt, und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes war nach dem Krieg über weite Strecken einzigartig. Deutschlands Krisenmanagement könnten sich viele andere Staaten zum Vorbild nehmen, was sich nicht zuletzt zu Beginn der Coronavirus-Pandemie gezeigt hat. Und welches andere Land wäre in der Lage gewesen, eine Riesenaufgabe wie die Wiedervereinigung zu bewältigen, und das mit insgesamt überschaubaren Reibungen? Welche andere Nation in Europa – von der Türkei einmal abgesehen – hätte mehr als eine Million notleidende Menschen aufgenommen?

Deutschland steht vor vielen Problemen: Der Zuström der Flüchtlinge hat gesellschaftliche Spannungen verschärft. Das Vertrauen in die politischen Parteien schwindet. Viele Menschen, besonders im Osten des Landes, fühlen sich von den simplen Parolen des politischen Extremismus angesprochen. Das Wirtschaftswachstum hat sich durch eine überzogene Konzentration auf den Export, insbesondere nach China, durch eine alternde Bevölkerung und eine in Teilen marode Infrastruktur verlangsamt.

Europa und die demokratische Welt verlangen dringend nach Führung, doch Deutschland zögert, außenpolitische Verantwortung zu übernehmen.

Woher also das Vertrauen, woher der Glaube an Deutschland? Ein Land wird genau wie eine Institution oder ein einzelner Mensch weniger an der Größe der Schwierigkeiten gemessen, die es zu bestehen gilt, als an der Art und Weise, wie sie überwunden werden. Unter diesem Aspekt kann man Deutschland nur beneiden. Es hat sich eine Reife erworben, die vielen anderen Ländern fehlt. Das war in keiner Weise vorherbestimmt, Deutschland hat es sich hart erkämpft.

Fünf entscheidende Jahre waren es, die Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg prägten: 1949, 1968, 1989, 2015 und 2020. Ich werde im Folgenden die Bedeutung dieser einschneidenden Momente für die einzelnen Lebensbereiche betrachten, allerdings eher thematisch geordnet als chronologisch. Sie haben tiefe Spuren in der Gesellschaft hinterlassen und allesamt Deutschland zu dem gemacht, was es heute ist.

Von 1945 bis 1949 dominierte der Wiederaufbau des verwüsteten und besetzten Landes. Kriegsschäden gab es in fast allen Städten, viele lagen in Schutt und Asche. Millionen Menschen waren auf der Flucht. Aus der vom Trauma der totalen Niederlage beherrschten Stimmung halfen die Alliierten, insbesondere die Amerikaner, dem Land wieder auf die Füße.

Die Basis allen öffentlichen Lebens in Deutschland ist das Grundgesetz. Dieses außergewöhnliche Dokument stellt eine der größten Leistungen aus der Zeit des Wiederaufbaus und der Neuausrichtung nach dem Zweiten Weltkrieg dar und hat sich als ausreichend robust und dabei zugleich als anpassungsfähig erwiesen. Die mehr als 60 Änderungen und Ergänzungen haben seinen Kern nicht angetastet. Damit ist es im Vergleich mit anderen

Gründungsdokumenten so etwas wie ein Geniestreich. Die Verfassung der USA beispielsweise schleppt auf das 18. Jahrhundert zugeschnittene Bestimmungen mit sich herum (wie etwa den 2. Verfassungszusatz, das Recht der Bürger auf Waffenbesitz); Frankreichs Vierte Republik, ungefähr zur selben Zeit gegründet wie die Bundesrepublik, hatte nur zwölf Jahre Bestand. Die spanische Verfassung, 1978 nach dem Ende der Franco-Diktatur verabschiedet, gerät durch den Streit zwischen Zentralregierung und Katalonien schwer unter Druck. Italien und Belgien hatten nach dem Zweiten Weltkrieg große Schwierigkeiten, überhaupt stabile Regierungen zu bilden. Und im Vereinigten Königreich behilft man sich mit Improvisation und hofft, schon irgendwie durchzukommen.

Der Aufbau der politischen Architektur des westlichen Nachkriegsdeutschlands ist einer der großen Erfolge der freiheitlichen Demokratie. Auch die Briten hatten daran ihren Anteil. Sie halfen bei der Ausarbeitung einer Verfassung, die so erfolgreich wurde, dass viele Deutsche sie heute als ihren größten Stolz bezeichnen. Warum ist Großbritannien selbst nicht auf die Idee gekommen, etwas Ähnliches auch für unser Land zu schaffen, anstatt sich weiter mit so peinlich verknöcherten politischen Strukturen herumzuschlagen?

So erfolgreich sich der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft gestaltete, so wenig Platz blieb für Wiedergutmachung und ein historisches Schuldbekenntnis in jenen frühen Nachkriegsjahren. Dazu kam es erst in der zweiten prägenden Phase, im Zuge der Proteste von 1968, als die junge Generation Eltern und Großeltern mit der Vergangenheit konfrontierte und nicht mehr bereit war, Verschweigen, Halbwahrheiten und Lügen zu akzeptieren. Die Jungen verlangten Antworten auf ihre Fragen über das vergangene Grauen; sie wussten, dass

viele der Älteren daran beteiligt gewesen waren oder auch darüber hinweggesehen hatten.

Das dritte Schlüsselereignis war natürlich der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung, die sich keineswegs mit historischer Zwangsläufigkeit ergab, und ein friedlicher Verlauf war nicht selbstverständlich.

Seither ist viel über die im Vereinigungsprozess begangenen Fehler gesprochen worden. Hätte mehr von der ostdeutschen Wirtschaft erhalten werden können? Wurde zu überstürzt gehandelt? Hatten sich die *Wessis* arrogant und unsensibel verhalten? Warum wurden vorhandene Stärken der DDR, wie die gleichberechtigtere Rolle der Frauen, nicht anerkannt? All dies sind wichtige Fragen. Dennoch: Wohl kaum ein anderes Land hätte eine Mammutaufgabe wie diese mit so wenigen Begleitschäden bewältigt.

Den vierten Umbruchsmoment löste die Flüchtlingskrise 2015 aus. Schlussendlich war Deutschlands damalige Reaktion bemerkenswert. Zur großen Verblüffung seiner Nachbarn öffnete das Land einer seit Ende des Weltkriegs in Europa nicht mehr gesehenen Zahl flüchtender Menschen die Türen. Das riss gesellschaftliche Wunden auf. Der politische Diskurs wurde angeheizt. Die AfD feierte Wahlsiege. Trotzdem war es die richtige Entscheidung, eine gute Entscheidung. Was sonst hätte Deutschland tun sollen, müssen sich die Kritiker fragen lassen.

Das Bild des heutigen Deutschlands ist stark von seiner Kanzlerin geprägt. In einer Fernsehansprache wenige Wochen nach Ausbruch der Corona-Krise bezog sich Angela Merkel auf den Zweiten Weltkrieg, und zwar – eine Ausnahme in der deutschen Politik – einmal nicht mit einem Bekenntnis deutscher Schuld: «Seit der Deutschen Einheit, nein, seit dem Zweiten Weltkrieg gab es keine Herausforderung an unser Land mehr, bei der es

so sehr auf unser gemeinsames solidarisches Handeln ankommt.» In ernstem Ton sprach sie weiter von den notwendigen Einschränkungen des öffentlichen Lebens, vom Einsatz der Bundeswehr, von der Einhaltung der getroffenen Maßnahmen. «Lassen Sie mich versichern: Für jemandem wie mich, für die Reise- und Bewegungsfreiheit ein schwer erkämpftes Recht waren, sind solche Einschränkungen nur in der absoluten Notwendigkeit zu rechtfertigen. Sie sollten in einer Demokratie nie leistungsfertig und nur temporär beschlossen werden – aber sie sind im Moment unverzichtbar, um Leben zu retten.» Die Kanzlerin, die im sozialistischen Deutschland hinter der Mauer gelebt hatte, machte es sich nicht leicht mit diesen von der Not diktierten Freiheitsbeschränkungen.

Und was geschah unterdessen bei uns auf der Insel? Das Vereinigte Königreich hatte die Krise in keinem Augenblick im Griff. Es taumelte von einer Entscheidung zur nächsten unter ständigen offiziellen Verlautbarungen, die durchweg vom typischen großspurigen Getöse Boris Johnsons geprägt waren. Jede Maßnahme erhielt den Stempel «einzigartig in der Welt», nur um sich alsbald als unwirksam zu erweisen, ob es nun um Schutzkleidung, Ausgangsbeschränkungen oder eine Corona-App ging. Von der Quarantäne bis zum Lockdown, Johnson geriet bei jedem Schritt ins Straucheln.

Deutschland verzeichnete ganz andere Fallzahlen und erst recht eine andere Atmosphäre. Der Umgang des Landes mit der Krise war insbesondere während der ersten Welle von Kompetenz und Merkels ruhiger Hand geprägt. Die Kanzlerin respektierte die Entscheidungen, die in den Bundesländern und Städten getroffen wurden. Sie und ihre Regierung konzentrierten sich auf vorausschauende Planung, vertrauten den Wissenschaftlern und sprachen offen und nüchtern mit den Bürgern.

Im Winter 2020/21 trübte sich dieses positive Bild etwas. Der Bundesregierung mangelte es an Entscheidungsfreude, und in den Bundesländern regte sich Widerspruch gegen ihre Maßnahmen. Die Bürger hielten sich nicht so streng an die Regeln, wie es nötig gewesen wäre. Und obwohl einer der Impfstoffe das Siegel «Made in Germany» trug, lief das Impfprogramm nur langsam und mit Pannen an.

Noch ehe ich dieses Buch abschloss, entwickelte sich zwischen der EU-Kommission und einigen Pharmaunternehmen eine heftige Auseinandersetzung, weil die EU-Mitgliedstaaten viel langsamer mit Impfstoff beliefert wurden als das Vereinigte Königreich. Dass es die Kommission versäumt hatte, das Vakzin rechtzeitig und in ausreichender Menge zu ordern, wollte sie nicht eingestehen. Großbritannien oder auch Israel und die Vereinigten Staaten hatten schneller und klüger gehandelt. Es war das erste Mal, dass die Regierung Johnson in der Corona-Pandemie etwas richtig gemacht hatte.

Viele Deutsche waren wütend auf die Kommission und ihre (deutsche) Präsidentin Ursula von der Leyen. Schließlich hatten sie die Entwicklung des ersten Vakzins von Pfizer/BioNTech im vergangenen November noch als deutsche Erfolgsgeschichte verkauft. Bestürzt verfolgten sie die neue Entwicklung der Dinge. Viele der britischen Medien ergingen sich in Schadenfreude. Statt solidarischem Handeln galt das Motto: Wer ist der Erste? Würde sich Johnson diesen «Sieg» auf die Fahnen schreiben können?, fragten sich einige. Würde ihn dies vor all der Kritik schützen, die nach einer öffentlichen Untersuchung seiner Pandemiebewältigung wahrscheinlich folgen wird? Schließlich hatte seine Mannschaft in der letzten Minute des Spiels doch noch das Siegtor geschossen. Politik, reduziert auf sportlichen Wettkampf. Eine sehr britische Sichtweise.

Leider ist die Pandemie noch längst nicht bewältigt, obwohl sich die Bürger Großbritanniens im Winter und Frühjahr 2021 in einem bewundernswerten Tempo impfen lassen konnten. Aber wird das Mittel auch wirksam gegen all die verschiedenen Mutationen sein? Und wie rasch wird sich die Welt erholen, wenn der Lockdown insgesamt aufgehoben ist? Die schreckliche Zahl von 100 000 Corona-Toten in Großbritannien erfülle ihn mit großem Kummer, erklärt Boris Johnson bedrückt, ohne zu beantworten, warum die Pandemie in Großbritannien mehr Opfer forderte als in vergleichbaren Staaten.

Es war eine seltene und wenig überzeugende Darstellung von Demut. Zumal sie auch nicht lange anhielt.

Doch wenn dereinst die Geschichte der Pandemie geschrieben und bewertet wird, wie die einzelnen Länder mit dieser Situation umgingen, dann wird Deutschland sicherlich vergleichsweise gut dastehen. Alles in allem hat Deutschland die Sache richtig angepackt. Auch hier kann sich die Leistungsbilanz Deutschlands sehen lassen.

Mit dem nahenden Ende der Ära Merkel steht Deutschland gleichzeitig vor mehr Prüfungen als jedes andere vergleichbare Land. Warum? Nach Ansicht von Thomas Bagger, Berater von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, steht und fällt die Identität der Nation, ihre Stabilität und ihr Selbstwertgefühl mit der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Nachkriegszeit, mit der Herrschaft des Rechts.

Auch in schwierigen Zeiten fällt das moderne Deutschland nicht mehr zurück in billige Rhetorik. Im Unterschied zu Russland und Frankreich, wo man gern militärische Symbole beschwört, den USA mit ihrem Gründungsvätermythos und dem Vereinigten Königreich mit seinem kriegerischen «Rule, Britannia!»-Patriotismus hat Deutschland nichts, woran es sich im Not-

fall klammern kann, und so hält man sich dort mit solcher Leidenschaft an Verfahrensabläufe, will man alles richtig machen, nichts überstürzen und zu locker nehmen. Deutschland findet beim Blick in seine Geschichte nur wenige positive Bezugspunkte. Deshalb verweigert es sich einer historischen Tradition und nimmt jede Herausforderung der Demokratie als existenzielle Bedrohung wahr. Und deshalb bewundere ich wie viele andere, die eine komplizierte Beziehung zu diesem Land haben, so rückhaltlos die Ernsthaftigkeit, mit der es sich seit 1945 seinen Aufgaben widmet. Ein großer Teil der Stärke Deutschlands erwächst aus seinem Erinnerungsvermögen.

Meine Beziehung zu Deutschland reicht über meine familiären Wurzeln bis in die 1930er Jahre zurück. Mein jüdischer Vater Fred floh beim Einmarsch von Hitlers Truppen in die damalige Tschechoslowakei aus seiner Heimatstadt Bratislava. Seine Eltern schlugen sich mit ihm per Eisenbahn und Auto quer durch Deutschland und entkamen ins weitere Ausland. Mehrfach wären sie beinahe gefasst worden, konnten aber mit der Hilfe freundlicher Menschen immer wieder entkommen. Viele Angehörige ihrer weitläufigen Familie wurden in Konzentrationslagern ermordet. Mein Vater baute sich eine Existenz in England auf und lebte auch 15 Jahre in Singapur, wo er im britischen Armeehospital meine Mutter kennenlernte, eine Krankenschwester, die einer christlichen Arbeiterfamilie aus Kent entstammte.

Zu meiner Londoner Kindheit in den 1960er und 1970er Jahren gehörte die übliche Mischung von populären Kriegsliedern, Witzen und Fernsehshows, die allesamt gegen die tumben Krauts, einschließlich ihres «impotenten Führers», gingen. Ich spielte im Luftschutzbunker im Garten meiner Großmutter in Oxford, las später John le Carré und Frederick Forsyth, schau-

te im Kino *Im Schatten der Zitadelle* und *Mai 1943 - Die Zerstörung der Talsperren* und lachte einige Jahre darauf Tränen über die Folge von *Fawlty Towers*, in der John Cleese beim Empfang von Deutschen in jedem Satz den Weltkrieg erwähnt, trotz der zuvor ausgegebenen Parole «Bloß kein Wort vom Krieg!», und schließlich im Stechschritt umhermarschiert. Gelegentlich wurden solche Klischees auch durchbrochen. *Auf Wiedersehen, Pet*, ein britisches Comedy-Drama über Bauarbeiter aus dem Nordosten Englands, die Arbeit in Westdeutschland suchen, zeigte eine menschlichere und differenziertere Seite der Beziehung zu Deutschland. Insgesamt aber war das Bild von den Deutschen durch die fiesen Witze der Boulevardpresse geprägt, die sich darüber ausließ, wie die Deutschen mit ihren Handtüchern auf den Liegestühlen sämtlicher Strände nun doch noch die Weltherrschaft eroberten.

Ich war zu jung, um Vincent Mulchrons Kommentar in der *Daily Mail* am Morgen des Endspiels der Fußball-WM 1966 zu verstehen: «Westdeutschland wird uns vielleicht heute in unserem Nationalsport besiegen, aber das wäre nur fair. Wir haben sie schließlich zwei Mal in ihrem geschlagen.»¹ Bekanntlich gewann England dank eines zweifelhaften Tors 4:2. Die britischen Fußballfans hatten einen neuen Schlachtgesang: «Two world wars and one World Cup.» Noch 1996, als wir uns nach 30 Jahren demütigender Niederlagen Hoffnung machten, uns endlich mal wieder als Fußballhelden fühlen zu dürfen, als am Ende der Regierungszeit von Tony Blair Cool Britannia heraufzog, konnten wir es uns nicht verkneifen: «Achtung! Surrender!», brüllte der *Mirror* in Riesenlettern auf der Titelseite. «For You Fritz ze Euro 96 Championship is Over.»² Nicht wenige rissen solche Witze in bitterem Ernst. «Für viele Engländer geht der Zweite

Weltkrieg nie zu Ende: Es macht einfach zu viel Spaß, die Deutschen zu bepöbeln.»³

Mit fünfzehn begann ich die Dinge anders zu sehen. Ich lernte Deutsch und verliebte mich in die Sprache. So begegnete ich Goethe, Brecht, Max Frisch und Nina Hagen. Mit Anfang zwanzig ergriff ich eine Gelegenheit beim Schopf und ging als junger Reporter nach Bonn, ins «Bundesdorf». Im April 1986, fast 50 Jahre nachdem er aus Deutschland geflohen war, besuchte mich dort mein Vater. Seit seiner abenteuerlichen Flucht war er nie wieder in diesem Land gewesen. Als wir vor seinem Abflug miteinander telefonierten, spürte ich, wie nervös er war. Dass die Lufthansa bei der Ankunft sein Gepäck nicht fand, machte es sicher nicht einfacher für ihn. Vielleicht haben die Deutschen doch nicht so viel Organisationstalent, witzelte er. Wir fuhren mit dem Auto über die Transitstrecke nach Westberlin. Deutschland machte auf ihn den Eindruck eines entspannten Landes, das ihm, der sein wienerisch gefärbtes, in den 1930ern steckengebliebenes Deutsch rasch wiederfand, mit selbstverständlicher Höflichkeit begegnete.

Abgesehen vom Besuch meines Vaters dachte ich während meiner geruhsamen Zeit in Bonn selten an den Krieg. Die Freunde, die ich in der Redaktion kennengelernt, und die Studenten, denen ich an der Universität begegnete, kamen mir nicht viel anders vor als die jungen Leute zu Hause. Die deutsche Vergangenheit war für mich kein großes Thema. Schwierig war allenfalls die Gegenwart, das zwanghafte Verhältnis der Deutschen zu Regeln. Ich erinnere mich noch gut, wie ich an einem schönen Sonntag einmal auf dem Balkon meiner Wohnung saß und Rockmusik im Radio hörte. Als der Piepton der stündlichen Nachrichtensendung ertönte, schaltete meine deutsche Freundin das Radio aus. Ich bat sie, es wieder anzustellen. Das wollte sie nicht. Ob ich denn

nicht wisse, dass jetzt *Mittagsruhe* sei? Ich fiel aus allen Wolken. Für so etwas braucht man doch keine Regeln, sagte ich. Oh doch, die braucht man, erwiderte sie. Ich trumpfte sofort mit dem Klischee der Herdenmentalität auf, wozu die führe, sei ja wohl bekannt. Sie betitelte mich als egoistischen Thatcher-Lackel, dem andere Menschen einfach egal seien. Oft denke ich noch an diesen Streit zurück und frage mich, wer nun eigentlich recht hatte.

Manche Klischees über das Leben in Deutschland erwiesen sich als durchaus zutreffend. Einmal brummte mir ein Polizist eine Geldstrafe auf, weil ich es als Fußgänger gewagt hatte, die Straße zu überqueren, obwohl das rote Ampelmännchen zu sehen war – und zwar um vier Uhr morgens. Mein Einwand, dass es sicherlich noch Stunden dauern würde, bevor in dieser ruhigen Nebenstraße ein Auto vorbeikäme, stimmte den Polizisten keineswegs milder. Regeln sind Regeln, basta. Der Bürokratie muss gehuldigt werden, Logik hin oder her. Einmal klemmte ein Briefumschlag mit vornehmem Prägedruck unter meinem Scheibenwischer. «Lieber Nachbar», las ich auf dem Papier, «würden Sie bitte Ihr Auto waschen, es ist ein Schandfleck für unsere Straße.» Einige Regeln mögen sich im Lauf der Jahre etwas gelockert haben, dafür sind andere hinzugekommen. Wehe dem Fußgänger, der seine Schritte unbedacht auf einen Radweg lenkt. Und auch mit der Pünktlichkeit kann man es nie übertreiben. Neulich fuhr ich mit einer Freundin am Sonntag zum Lunch in einen Berliner Vorort. Sieben Minuten vor eins erreichten wir unser Ziel. «Geschafft! Dann können wir noch ein bisschen reden», erklärte sie hochzufrieden und verkündete um Punkt eins: «Jetzt können wir klingeln!»

Viele Deutsche nicken verständnisvoll, wenn man damit Probleme hat, und bringen Erklärungen und Ent-

schuldigungen vor. Auf Platz eins: «Jedes Land hat seine Macken.» Auf Platz zwei, etwas lahm: «Wir brauchen die Regeln, um uns selbst zu kontrollieren.» Am interessantesten ist die dritte Erklärung. Eine Grundlage der deutschen Gesellschaft ist die Haltung, dass jeder der Gesamtheit gegenüber Pflichten hat, dass man sich gemeinsam für etwas einsetzt und dass eine Ordnung, die auf Regeln beruht, niemandem schaden kann. Ein in die Jahre gekommener Punkt, den ich in Leipzig traf und der einst mit Malcolm McLaren und den Sex Pistols in London herumgehangen hatte, erklärte mir, die Deutschen fürchteten nichts so sehr wie den sogenannten *rechtsfreien Raum*, der es den Mächtigen ermöglicht, die Machtlosen zu schikanieren. Er wies aus dem Fenster. Man darf seinen Nachbarn nicht durch Anbauten das Licht wegnehmen. Nach einer bestimmten Uhrzeit darf man keinen Lärm mehr machen, weil die alten Leute sonst nicht schlafen können. Und das von einem ehemaligen Punkrocker. Er war unerschütterlich in seiner Überzeugung. In einer demokratischen Gesellschaft, betonte er, habe der Staat die Aufgabe, den Schwachen zu helfen, den Starken in die Parade zu fahren und so für ein Gleichgewicht zwischen den Reichen und Armen zu sorgen.

Der Kampf der Kulturen der letzten Jahre und der durch Trump und den Brexit ausgelöste doppelte Schock sind den Deutschen in die Glieder gefahren, die häufig von Gewalt begleiteten Proteste der Gelbwesten in Frankreich haben ein Übriges getan. Die Deutschen haben die vier Jahre währende Brexit-Agonie mit ungläubigem Staunen verfolgt. Sie konnten es nicht fassen, wie im Mutterland des Parlamentarismus, dem Musterland der Stabilität und Vorhersehbarkeit, ein solches Chaos ausbrechen konnte. Das Ergebnis des Referendums war ein schwerer Schock. Den Deutschen war bewusst,

dass die Briten – wie auch manche ihrer eigenen Landsleute – dem Projekt Europa skeptisch gegenüberstanden, aber sie hätten es nicht für möglich gehalten, dass dies zu einem gesamtgesellschaftlichen Nervenzusammenbruch führen würde. «*Infantil*» und «*unprofessionell*» waren zwei der häufigsten Attribute, mit denen die britische Politik jener Zeit beschrieben wurde.

Was die Deutschen aber am meisten entsetzte, war die völlige Regellosigkeit. Was sollte nun gelten: ein einmaliges Referendum oder die repräsentative Demokratie? Das fragten mich viele deutsche Bekannte. Das, stammelte ich, sei nicht so einfach zu beantworten. Wie kann man in einem System leben, in dem die wichtigsten Amtsträger ohne Plan von Moment zu Moment entscheiden? Ich konnte nur mit den Schultern zucken, wie man es eben tut, wenn man das Versagen seines eigenen Landes erklären soll, aber im Grunde weiß, dass man keine plausible Erklärung hat. Die Deutschen versuchten ihr blankes Entsetzen gelegentlich mit dem ihnen eigenen Humor zu kontern. Besonders gerne imitierten sie die «*Order! Order!*»-Rufe von Unterhaussprecher John Bercow. Eine Berlinerin erklärte mir ohne jede Ironie, sie hätte ihr Netflix-Abo gekündigt, die Übertragungen aus dem britischen Parlament böten ihr genug Unterhaltung.

Im Dezember 2018, als Theresa May mit ihren ersten Versuchen, eine Einigung mit der EU zu erreichen, eine Schlappe erlitt, verlieh die *heute show* des ZDF einen ihrer *Goldenen Vollpfosten* an Großbritannien. Weitere gingen an Donald Trump und den saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman. Bilder von Merkel, die peinlich lange vor dem Kanzleramt warten musste, weil offenbar die Tür der Limousine der britischen Premierministerin klemmte, kommentierte Oliver Welke in der *heute show* des ZDF: «May kommt einfach nicht mehr raus,

weder aus der EU noch aus ihrem blöden Auto!» Der Moderator fuhr fort: «Man möchte den Briten einfach nur noch zurufen: Geht einfach! Ehrlich! Geht einfach! Oder? Harter Brexit, weicher Brexit, flüssiger Brexit, es ist mir völlig egal!» Und illustriert durch die Karikatur eines Engländer mit Bowler Hat, kommentierte er: «Man muss ja mal lernen aus seinen Fehlern! Das ist ja, als ob England einmal auf die heiße Herdplatte fasst, dann noch mal, und dann noch anfängt, sich zusätzlich 'ne Gabel ins Auge zu stechen!» Es tat weh, so etwas zu sehen. England, Zielscheibe des Spotts der Welt! Dabei hatte Brandenburgs Ministerpräsident Dietmar Woidke es in der *Rheinischen Post* doch ganz richtig auf den Punkt gebracht: «Der Brexit ist kein Spiel, sondern bitterer Ernst.»⁴

Der Wahlsieg Johnsons im Dezember 2019 vertiefte die Kluft zwischen den beiden Ländern. Sicher mag es Deutschland erleichtert haben, dass nun Klarheit über den Brexit herrschte, dafür hatte es jetzt das Beispiel eines gefährlichen Populismus direkt vor seiner Haustür. Wo waren die Vernunft und der Pragmatismus geblieben, die Markenzeichen der Briten, fragten sie sich. Wie konnten sie jemanden zum Premierminister wählen, von dem bekannt war, dass er als Journalist in Brüssel Geschichten über die EU erfunden hatte, der am liebsten den Clown spielte und sich nun plötzlich seriös geben musste, weil er eine Pandemie zu managen hatte? Für viele Deutsche ist Johnson die Verkörperung all dessen, was ein Politiker nicht sein sollte.

Die meisten Deutschen, mit denen ich zu tun hatte, fanden die Nöte Großbritanniens traurig und bedauerlich, ja geradezu mitleiderregend. Viele Gespräche begannen mit der Frage: «Was ist nur los bei euch auf der Insel, mein Freund?» Ja, was war denn eigentlich los? Der Brexit ist jedenfalls nicht die Ursache von Groß-

britanniens Psychokrise. Er ist ein Symptom. Wir stecken in einem maroden politischen System fest und leiden an Größenwahn. Als der ehemalige amerikanische Außenminister Dean Acheson Anfang der 1960er Jahre bemerkte, Großbritannien hätte nach dem Verlust seines Empire noch keine neue Rolle gefunden, rechnete er sicherlich nicht damit, dass wir auch sechs Jahrzehnte später nicht weitergekommen wären. Im Grunde verharrt England noch immer in dem Moment, als es den Krieg gewann. Wir strömen in die Kinos, um uns Filme wie *Dunkirk* und *Die dunkelste Stunde* anzuschauen; unsere kulturellen und historischen Bezugsgrößen sind auch heute noch Ereignisse, die vor 75 Jahren stattfanden. Seit Jahrzehnten stellen weite Teile unserer Medien die europäische Integration als Verschwörung der Deutschen und Franzosen dar, denen es darum gehe, englische Werte zu untergraben. Das beschreiben sie gern mit Vokabeln wie Sieg und Kapitulation, Kollaborateure und Verräter.

Direkt nach dem Krieg konnte England weder ökonomisch noch militärisch mit den USA mithalten. Es war nicht Großbritannien, das den Marshallplan auf den Weg brachte. Doch die britische Rheinarmee hatte großen Anteil daran, die Freiheit Berlins zu sichern. Großbritannien half dem besiegten Land beim Aufbau freier Medien und solider politischer Institutionen, wofür viele Deutsche bis heute dankbar sind.

England ist nie richtig mit der Europäischen Union warm geworden. Während des ersten Referendums im Juni 1975 verglichen die Gegner eines Verbleibs in der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft den Beitrittsvertrag mit Chamberlains Münchener Abkommen. Als Helmut Schmidt sich 1974 auf eine Rede vor dem Parteitag der Labour Party vorbereitete, fragte er sein Kabinett, mit welchen Argumenten er die briti-

schen Wähler bewegen könne, in der EWG zu bleiben. Katharina Focke, Ministerin für Jugend, Familie und Gesundheit, die gerade von einem Treffen mit ihrer britischen Amtskollegin Barbara Castle zurückgekommen war, schrieb an Schmidt: «Der einzige Weg, um Großbritannien in der Europäischen Gemeinschaft zu halten, wäre, es nicht daran zu erinnern, daß es sich in ihr befindet.»⁵

Das Memo mit diesem Zitat war 2019 in der Ausstellung *Very British. Ein deutscher Blick* zu sehen, die im Haus der Geschichte in Bonn gezeigt wurde. Wie mir Pressesprecher Peter Hoffmann sagte, war dies eine der meistbesuchten Ausstellungen des Museums. Ursprünglich vor dem Referendum konzipiert, wurde sie später um einen eigens dem Brexit gewidmeten Saal erweitert. Hoffmann räumte ein, dass das starke Interesse der Deutschen an den Nöten der Briten die Zahl der Besucher in die Höhe getrieben hatte. Die Ausstellung war unterhaltsam, informativ und schmerzlich zugleich. Im Grunde handelte sie von einer unerwiderten Liebe.

Die Deutschen waren leidenschaftliche Konsumenten britischer Subkultur, Popmusik und Fernsehserien (sie waren immerhin selbstironisch genug, um auch *Fawlty Towers* lustig zu finden), sie begeisterten sich für die bezaubernde Emma Peel aus *Mit Schirm, Charme und Melone* und sind auch heute noch für alles Britische zu haben. Viele Deutsche schwärmen von ihren Wohnmobilferien in Cornwall, Schottland und dem Lake District. Sie kleben am Fernseher, wenn die Premier League spielt. Sie verfolgen das Leben der Royal Family (und weisen gerne darauf hin, dass zu deren Vorfahren auch Deutsche aus dem Haus Hannover zählen). Sie lieben britische Traditionen so sehr, dass sie sogar welche erfinden. Jahr für Jahr schaut man in Deutschland an Silvester *Dinner for One*. Seit der Erstausstrahlung im Jahr 1963 ist

diese deutsche Produktion zur Sendung mit den meisten Wiederholungen der Fernsehgeschichte geworden. Die Deutschen kennen jede Zeile auswendig. Kein Brite hat je davon gehört.

Der Fall der Berliner Mauer hätte eine sehr gute Gelegenheit geboten, Großbritanniens Rolle bei der Wiedergeburt des demokratischen Deutschlands herauszu streichen. Auf beeindruckende Weise wurde ein repres sives sozialistisches System gestürzt. Margaret Thatcher spielte dabei zusammen mit Ronald Reagan und Michail Gorbatschow eine wichtige Rolle. Doch die britische Premierministerin witterte nur Gefahren. Einen Monat nach den turbulenten Szenen in Berlin äußerte sie vor Amtskollegen der EU bei einem Dinner in Straßburg: «Zweimal haben wir die Deutschen geschlagen. Und nun sind sie wieder da.» Sie zog Karten von Schlesien, Pommern und Ostpreußen aus ihrer Handtasche und erklärte dem französischen Präsidenten François Mitterrand: «Das werden die sich alles nehmen, und die Tschechoslowakei dazu.»⁶

Nicholas Ridley, getreues Kabinettsmitglied von Margaret Thatcher, äußerte gegenüber der Zeitschrift *Spectator*, der europäische Wechselkursmechanismus sei «durch und durch eine deutsche Schwindelei, darauf angelegt, ganz Europa zu übernehmen. Ich bin nicht grundsätzlich gegen die Preisgabe von Souveränität, aber nicht an diesen Haufen. Da könnte man sie genauso gut auch gleich an Adolf Hitler abtreten.»⁷ Zwar musste er anschließend zurücktreten, aber er hatte im Grunde nur das ausgedrückt, was viele Briten, oder zumindest die Briten eines bestimmten Schlags, dachten. Thatcher betrachtete es als ihre Pflicht, Widerstand zu leisten, bis sie merkte, dass sie damit allein stand. Schließlich versuchte sie, über private Kanäle Gorbatschow zu gewinnen. Der Sowjetführer hatte nicht einen Moment in Er

wägung gezogen, dass seine Reformen zum Zusammenbruch des Kommunismus im gesamten Ostblock führen könnten. Obwohl er doch die entscheidende Rolle in all diesen Fragen spielte, stimmte er nicht nur der Wiedervereinigung Deutschlands zu, sondern fand sich auch mit der Westorientierung Deutschlands und seiner Mitgliedschaft in der NATO ab, was letztlich dazu führte, dass die Sowjetunion ihre militärische Frontlinie zurückverlegte. Thatchers Bitten stießen bei ihm auf taube Ohren. Allerdings hatte auch Mitterrand Vorbehalte gegenüber dem neuen deutschen Projekt.

Die Franzosen hatten ihre eigenen historischen Gründe, ein gestärktes und vereinigtes Deutschland zu fürchten. Das geschwächte und geteilte Deutschland war ihnen bislang sehr recht gewesen, wie es der französische Widerstandskämpfer und Schriftsteller François Mauriac in seinem Bonmot fasste: «Ich liebe Deutschland. Ich liebe es so sehr, es freut mich, dass es gleich zwei davon gibt.»⁸ Doch Mitterrand wusste, dass er sich der Geschichte nicht in den Weg stellen konnte. Allerdings muss man Thatcher zugutehalten, dass sie nur drei Jahre später in ihren Memoiren zugab, sich geirrt zu haben: «Der einzige Fall, in dem ich mit meiner Linie zu einem außenpolitischen Thema unzweifelhaft gescheitert bin, war die deutsche Wiedervereinigung.»⁹

Die Jahrtausendwende und die Zeit danach, als Tony Blair und Gerhard Schröder über das «gemeinsame Haus Europa» sprachen, blieben ein kurzes Zwischenspiel. Der Brexit beendete all dies mit einem Pausenschlag.

Selbst heute scheint England nicht zu wissen, was es eigentlich von Deutschland will. Hat Deutschland wirtschaftliche Schwierigkeiten, wie das Mitte der 1980er und Mitte der 1990er der Fall war, dann wird es als «der kranke Mann Europas», als überreguliert und engstir-

nig verspottet. Feiert die Deutschland AG auf den globalen Märkten Triumphe, heißt es hingegen, die Deutschen seien unersättlich und raffgierig. Den Briten gefällt es nicht, wenn die Deutschen ihr Gewicht in der Welt geltend machen, auch wenn sie dafür sind, dass die Deutschen ihren Beitrag leisten.

Glücklicherweise gibt es auch andere Erfahrungen. Direkte Kontakte im Wirtschaftsleben, in den Technologieunternehmen und im Kunstbetrieb haben Deutschland für die jüngere Generation der Briten entmystifiziert. Deutschlands Hauptstadt, oft als «arm, aber sexy» beschrieben, wurde zum Touristenmagnet. Junge Briten kommen an den Wochenenden nach Berlin, Hamburg und Leipzig, um dort die Clubs zu besuchen. In Europa leben nur in Spanien, Frankreich und Irland mehr Briten als in Deutschland. Laut einer Studie der Organisation Oxford in Berlin und dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung stieg in den drei Jahren seit dem Referendum die Zahl der Briten, die die deutsche Staatsbürgerschaft beantragten, um das Zehnfache an. Für die kommenden Jahre erwartet man weitere Steigerungen. Viele junge Briten verknüpfen Deutschland heutzutage mit Hoffnungen und Chancen.

In den letzten beiden Jahrzehnten haben die Deutschen ihre Zurückhaltung, auch einmal etwas Gutes über ihr Land zu sagen, ein wenig gelockert. Manche erklären das mit der erfolgreichen Gastgeberrolle bei der Fußball-WM des Jahres 2006. Andere sehen keinen klaren Wendepunkt, sondern eher eine allmähliche Entwicklung. Trotzdem wirken die Deutschen dabei immer noch verhalten. Den 70. Jahrestag des Grundgesetzes begingen sie 2019 in aller Stille mit Ausstellungen, Dokumentarsendungen im Fernsehen und Informationstafeln in den Innenstädten.

Etwa um diese Zeit führte die Open Society Foundation eine detaillierte Umfrage zum Thema Patriotismus durch, ein heißes Eisen in Deutschland. Immerhin gibt es eine Form des Patriotismus, der sich inzwischen auch die Deutschen rückhaltlos hingeben, den sogenannten Verfassungspatriotismus. Der Stolz, mit dem sie auf ihr Land blicken, hat nichts mit unserem flaggenschwenkenden Insel-Ego zu tun. Die Deutschen sind bestrebt, der Welt durch klare demokratische Regeln ein gutes Beispiel zu geben.

Weil ich neugierig war und mehr darüber herausfinden wollte, machte ich im Sommer 2019 im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg eine Videoumfrage für Cari und Januszcz, zwei Freunde, die eine besondere Sprachschule namens Easy German betreiben. Die von uns vorbereitete Frage an die Passanten lautete: «Worin sind die Deutschen besonders gut?» Die meisten Angesprochenen bekamen einen Schreck und begannen krampfhaft nachzudenken. Die häufigsten Antworten – teils im Ernst, teils mit einer Spur Ironie – lauteten: Pünktlichkeit, Korrektheit, Gründlichkeit. Eine Person verstieg sich zu der Bemerkung: «Wir sind streng, aber gerecht und direkt. Wir stehen zu unserem Wort.» Viele beendeten ihre Aufzählung mit «Brot» oder «Bier».

Aber was machen die Deutschen wirklich besser, was können andere von ihnen lernen, was haben sie selbst gelernt? Mit diesen Fragen hoffe ich eine neue Debatte über dieses Land anzustoßen. Dabei geht es mir keineswegs darum, irgendeine Überlegenheit Deutschlands herauszustreichen, sondern lediglich um eine ausgewogenere Bewertung seiner jüngeren Geschichte. Man schaue sich nur mal in einem Buchladen in einem beliebigen Land der Welt um, es ist dort kaum ein Titel über Deutschland zu finden, der nicht einen der beiden Weltkriege zum Thema hat. Zwar sind in den letzten Jahren

auch einige vorzügliche Bücher zu anderen Themen erschienen, aber sie sind doch dünn gesät.

Bleibt die Frage, warum ich dieses Buch gerade jetzt schreibe. Wie so viele Briten, die an ihrem Land verzweifeln, suche auch ich anderswo nach Antworten, nach Beispielen von mehr politischer Reife. Und was läge da näher, als sich nach Deutschland zu wenden? Der Streifzug, der mich ein Jahr lang durch Deutschland führte, machte mich nicht nachsichtig oder blind gegenüber seinen Fehlern. Sie werden hier alle angesprochen. Die Deutschen, die ich für dieses Buch interviewte, die prominenten Politiker und CEOs internationaler Unternehmen, die Künstler, die Freiwilligen, die sich für Flüchtlinge engagieren, die alten Freunde und die Leute auf der Straße, die Zufallsbekanntschaften, sie alle – wirklich alle, ohne jede Ausnahme – runzelten die Stirn über die Idee und den Titel dieses Buchs. «Das kann man so nicht sagen!», protestierten sie, mal mit einem kleinen Entsetzensschrei, mal mit einem verlegenen Lachen. Und dann ergingen sie sich in einer Litanei über die Probleme Deutschlands und das, was ihrer Ansicht nach alles falsch läuft.

Die Deutschen sehen Grund zur Sorge, wohin sie auch blicken. Alles, was ihnen lieb und teuer ist, scheint bedroht. Viele alte Gewissheiten, bezogen aufs eigene Land oder aufs Ausland, sind verloren gegangen. Die Vereinigten Staaten, einst Vorbild und Beschützer, versanken im Chaos. Die Präsidentschaftswahlen 2020 erschütterten die dortige Demokratie bis ins Mark. Allgemein scheint die Demokratie bereits tiefgreifend geschwächt, werden doch derzeit das internationale Recht und die einfachsten Verhaltensregeln von Populisten und starken Männern offen verspottet – von Donald Trump und Wladimir Putin über Recep Tayyip Erdogan bis zu Jair Bolsonaro. Im Land selbst sehen sich die Deut-

schen überall und ständig mit der AfD und den Schwierigkeiten konfrontiert, die Politiker der Mitte mit ihr haben. Und wie wir alle haben natürlich auch die Deutschen die Klimakatastrophe vor Augen.

Welche Zeit wäre da besser geeignet, um die Resilienz des deutschen Staats auszutesten? Und wie die Menschen anderer Länder auch sehen die meisten Deutschen düstere Zeiten heraufziehen. Doch trotz all der Probleme, die vor uns liegen, möchte ich hier leidenschaftlich widersprechen. Was mir Hoffnung macht, ist die Fähigkeit der Deutschen, sich selbst in Frage zu stellen, ihre fast schon morbide Art, immer wieder aufs Neue die Erinnerung aufleben zu lassen. Sie bringen es nicht über sich, ein Loblied auf ihr Land zu singen. Ihre Weigerung, das Gute zu sehen, liegt in ihrer Natur. Und doch haben sie so vieles, auf das sie stolz sein können, verglichen mit den Alternativen, die sich in Europa und anderswo bieten. Anfang 2019 schrieb der amerikanische Journalist George Will in einem Kommentar in der *Washington Post*: «Das heutige Deutschland ist das beste Deutschland, das die Welt bisher gesehen hat.»¹⁰

Länder, die zur Überheblichkeit neigen wie etwa mein Heimatland, könnten sich ein Scheibchen von Deutschland abschneiden. Aber meine Ansichten sind wohl auch eine Herausforderung für die Deutschen.

2021, das Jahr der Bundestagswahl, begann überall auf der Welt mit einem Paukenschlag. Das Coronavirus war nicht eingedämmt, sondern breitete sich aus; die Demokratie erlebte einen noch nie dagewesenen Angriff, als ein von Donald Trump aufgewiegelter Mob zum Sturm auf das US-Kapitol in Washington zog. Und das lange Drama des Brexit mochte zwar zu einem Ende gekommen sein, doch in Europa, das eine Unzahl von Herausforderungen zu bewältigen hat, herrschte Uneinigkeit.

Ob es den Deutschen gefällt oder nicht, die Welt erwartet von ihnen, dass sie in kommenden Krisen eine Führungsrolle einnehmen - sei es in der Klimakatastrophe, die bereits eingesetzt hat, oder bei künftigen Pandemien, Finanzkrisen, bei weiterem Aufkommen autoritärer Systeme und verstärkter Verletzung der Menschenrechte.

Wer immer Merkel nachfolgt, steht vor der Aufgabe, weniger Bescheidenheit walten zu lassen und die deutschen politischen Werte energischer zu vertreten. Allein kann Deutschland das nicht schaffen, aber ohne Deutschland schafft es niemand. Viele Deutsche kuscheln sich auch weiterhin in die Schmusedecke aus USA, NATO und EU, die sie beschützen und vertreten sollen. Aber damit ist es vorbei. Wir leben heute in einer kälteren, in einer dunkleren Welt. Wer die Führung übernimmt, betritt zwangsläufig eine Grauzone, in der schwierige Entscheidungen zu treffen sind und in der man sich gelegentlich unbeliebt macht. Es könnte auch schmutzig werden. Wer führen will, muss Risiken eingehen. Und risikofreie Lösungen gibt es nicht.

Deutschland sollte stets seine Geschichte vor Augen haben; diese Geschichte fordert eine ständige Wiedergutmachung. Aber das darf nicht dazu führen, dass das Land in Untätigkeit verharrt.

Kapitel 1

Wiederaufbau

und Erinnerung

Wie sich Deutschland bis heute an seiner Vergangenheit abarbeitet

Weimar ist die Stadt von Goethe und Schiller, von Bach, Liszt und dem Renaissancemaler Cranach dem Älteren. In Weimar verliebte sich die Schriftstellerin und einflussreiche Salondame Madame de Staël in die deutsche Kultur, dort gründete Walter Gropius das Bauhaus als völlig neuartige Kunstschule.

Direkt vor meinem Hotel befindet sich eine Haltestelle der Buslinie 6, die vom Goetheplatz zum nahe gelegenen Konzentrationslager Buchenwald fährt. In Deutschland liegen die Schrecken der Geschichte immer gleich um die Ecke. In München braucht man nur 30 Minuten, um von der Endstation einer S-Bahn-Linie nach Dachau zu gelangen. Und in Berlin muss man zwar einige Male umsteigen, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln in den Norden der Stadt nach Sachsenhausen zu kommen, aber in gut einer Stunde schafft man es auch hier.

Ein halbes Jahrhundert übt sich Deutschland nun schon in umfassender, alle Lebensbereiche beherrschender Wiedergutmachung. Die große moralische Wachsamkeit der Deutschen beeinflusst noch immer viel von dem, was sie tun.

Der Historiker Fritz Stern meinte, die Deutschen hätten den Wunsch gehabt, an Hitler zu glauben, und er war überzeugt, dass sie sich dem Nationalsozialismus aus freien Stücken anschlossen.¹¹ In seiner langen Wissenschaftskarriere beschäftigte sich Stern intensiv mit der Frage: «Warum und wie brach das menschliche Potenzial für das Böse so ausgeprägt in Deutschland aus?»¹² Auch der britische Historiker Alan J. P. Taylor hielt noch in den letzten Kriegsmonaten fest: «Die Geschichte der Deutschen ist eine Geschichte der Extreme. Sie umfasst

alles, nur nicht die Mäßigung – im Verlauf von 1000 Jahren haben die Deutschen alles erfahren, nur keine Normalität.»¹³

Aus der Notwendigkeit der Erinnerung heraus etablierte sich allmählich ein ganz eigenes Vokabular: *Vergangenheitsbewältigung*, *Vergangenheitsaufarbeitung*, *Erinnerungskultur* und der äußerst umstrittene Begriff *Kollektivschuld*.

Dieses Begriffsinstrumentarium prägt den Blick auf die deutsche Geschichte, sogar jener vor dem 20. Jahrhundert. Im Unterschied zu Frankreich, England und anderen Ländern kennt das heutige Deutschland keine großen Nationalfeiertage, sieht man einmal vom 3. Oktober, dem noch jungen Tag der Deutschen Einheit, als eher zaghaftem Versuch dazu ab. Paraden gibt es allenfalls in folkloristischer Form oder bei kulturellen Veranstaltungen. Nirgends sieht man Prunk und Protz – was vielleicht die Leidenschaft insbesondere älterer Deutscher für die Königshäuser und Berühmtheiten anderer Länder erklärt.

Welches Land würde seiner eigenen Schande ein Denkmal setzen – und das auch noch direkt neben zweien seiner berühmtesten Wahrzeichen? Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas ganz in der Nähe des Brandenburger Tors und des Reichstags lässt niemanden unberührt. Es ist das bekannteste Mahnmal für den Holocaust im heutigen Deutschland und auf dem Territorium des ehemaligen Dritten Reichs, aber es ist nur eines von vielen.

Im Jahr 1992 machte der Künstler Gunter Demnig mit einer Idee von sich reden. Heute, fast drei Jahrzehnte später, findet man mehr als 70 000 *Stolpersteine* in 120 Städten und Orten von insgesamt über 24 Ländern in ganz Europa.

Solche Gesten der Erinnerung fielen den Deutschen nicht leicht, und sie waren auch nicht von Anbeginn Teil der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Die Bevölkerung Deutschlands brauchte nach dem Krieg fast zwei Jahrzehnte, um sich der ungebrochenen Wahrheit des Holocaust und anderer Gräuel zu stellen. Nach 1945 war ihre Stimmung von Schock und Demütigung geprägt. Die Strategie der Alliierten, die Moral der Bevölkerung durch Feuerstürme in ihren Städten zu brechen, hatte das Ende des Kriegs sicher beschleunigt. Sie lieferte den Deutschen im Ergebnis aber auch das Gefühl, ihrerseits Opfer zu sein, auch wenn sie das nicht laut aussprachen; es waren nicht wenige, die keinen moralischen Unterschied sehen wollten zwischen den Verbrechen der Nazis und dem schonungslosen Vorgehen der Alliierten.

Der Wiederaufbau war anfangs eine ganz konkrete Angelegenheit. Das Bild der *Trümmerfrauen* hat sich der deutschen Psyche stark eingeprägt. Viele Männer kehrten als Versehrte aus dem Krieg zurück, nicht wenige blieben vorerst in Gefangenschaft. Mehr als sechs Millionen Menschen waren ums Leben gekommen oder wurden vermisst, fast 10 Prozent der deutschen Bevölkerung, und mehr als die Hälfte des städtischen Wohnraums lag in Trümmern. Das Verkehrs- und Transportsystem war durch Bombenangriffe systematisch zerstört, ein Großteil der Versorgungsbereiche zusammengebrochen.

George Orwell beschrieb im März 1945 seine Eindrücke in Köln: «Die Herrenmenschen sind überall, sie kurven auf ihren Fahrrädern durch die Trümmerhaufen oder eilen mit Krügen und Eimern zu den Wasserwagen.»¹⁴ Man spürt seine beißende Wut, die für jene Zeit nicht untypisch war. Neil MacGregor stach ein anderes allgegenwärtiges Detail ins Auge: «Der Handwagen ist

ein starkes und konkretes Sinnbild des Leids.»¹⁵ Und dieses Land musste nun über zwölf Millionen weitere Menschen ernähren, die vor den anrückenden Russen aus dem Osten geflohen waren. Es handelte sich um die vermutlich größte Flüchtlingswelle in der Geschichte.

Noch heute gibt es in Deutschland kaum eine Familie ohne einen persönlichen Bezug zu Menschen, die nach dem Zusammenbruch schwere Zeiten durchmachten. Dies ist ein lange verdrängter und viel zu wenig erforschter Aspekt der deutschen Geschichte. Ob es daran liegt, fragt sich MacGregor, dass «die Deutschen diese Ereignisse als gerechte Vergeltung für das Böse betrachten, das sie anderen antaten? Wenn ein Staat so viel Schlimmes angerichtet hat, wie reagieren wir dann auf das Leid seiner Bürger, das sich daraus ergibt? Wenn wir ihnen eine Kollektivschuld anrechnen, haben Einzelne dann überhaupt ein Anrecht auf Mitgefühl?»¹⁶

In dem 2008 erschienenen Buch *Kalte Heimat: Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* untersucht der Historiker Andreas Kossert den Umgang mit diesen unglücklichen Menschen aus dem Osten. Sie wurden von ihren Landsleuten keineswegs mit offenen Armen empfangen – ein bis heute heikles Thema in Deutschland. Selbst 70 Jahre nach Kriegsende, meint Kossert, wirke es noch in fast jeder Familie in Deutschland nach. Doch es setzte sich erst allmählich im öffentlichen Bewusstsein Deutschlands durch, da dieses Thema bis in die jüngste Zeit von rechtsextremen Revisionisten besetzt gewesen sei. In vielen Familien würde bis heute nicht über die Verluste und die Trauer von Eltern und Großeltern gesprochen.¹⁷

Die Besatzungsmächte hatten beschlossen, Deutschland durch Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Wiederaufbau einen Neustart zu ermöglichen. Die meisten Deutschen dieser Zeit sahen sich entweder als Opfer

oder als ahnungslose Mitläufer. Eine wirklich ernsthafte Debatte über die Beteiligung und Mitschuld an den Verbrechen sollte erst zwei Jahrzehnte nach dem Ende der NS-Herrschaft einsetzen. Bis dahin galt, was die Kriegsberichterstatterin Martha Gellhorn während einer Fahrt durch das besiegte Land in einer ironischen Reportage feststellte: «Niemand ist Nazi. Niemand ist je einer gewesen. Es hat vielleicht ein paar Nazis im nächsten Dorf gegeben ... Oh, die Juden? Tja, es gab eigentlich in dieser Gegend nicht viele Juden. Zwei vielleicht, vielleicht auch sechs. Sie wurden weggebracht. Ich habe sechs Wochen lang einen Juden versteckt.» Sie fügte hinzu: «Man müsste es vertonen. Dann könnten die Deutschen diesen Refrain singen, und er wäre noch besser.»¹⁸

Die Alliierten setzten in dieser Situation auf Pragmatismus. Sie gaben den Deutschen Wirtschaftshilfe und konzentrierten sich ansonsten mehr auf die Gefahren des Kommunismus als auf die Verbrechen des Faschismus. US-Präsident Harry Truman kam zu dem Schluss, dass Europa ohne eine massive Finanzspritze nicht wieder auf die Beine kommen könne. Sein Außenminister George Marshall formulierte es so: «Es ist logisch, dass die Vereinigten Staaten alles in ihrer Macht Stehende tun sollten, um zur Rückkehr der normalen wirtschaftlichen Gesundheit in die Welt beizutragen, ohne die es keine politische Stabilität und keinen gesicherten Frieden geben kann.»¹⁹ Das Europäische Wiederaufbauprogramm, auch als Marshallplan bekannt, griff 18 europäischen Ländern mit mehr als zwölf Milliarden Dollar unter die Arme, einer Summe, die heute mehr als 100 Milliarden Dollar entspräche. Den Löwenanteil erhielten das Vereinigte Königreich und Frankreich, gefolgt von Italien und Deutschland.

Viele Nazis aus der mittleren und sogar der höheren Führungsriege wurden wieder auf ihrem früheren

Posten eingesetzt. Ein sogenannter US-Unbedenklichkeitsschein, im Volksmund *Persilschein* genannt, war unschwer zu bekommen – man brauchte sozusagen nur etwas historisches Waschpulver, um den Verdacht, den Nazis nahegestanden zu haben, wegzuraschen. Es hieß, dass so mancher, der im braunen Hemd zur Entnazifizierung erschien, mit weißer Weste wieder herausspazierte. 1951 verabschiedete der Bundestag Artikel 131, der diesen Prozess formalisierte. Er ermöglichte es Beamten und Politikern, Richtern, Offizieren, Lehrern und Ärzten umstandslos ihren Beruf weiter auszuüben, wenn sie den Prozess der Entnazifizierung überstanden hatten. Auch ihre Rentenansprüche blieben erhalten. Nicht wenige Wirtschaftsführer, die mit dem nationalsozialistischen Regime zusammengearbeitet hatten, konnten ihre alten Spitzenpositionen in Unternehmen wieder einnehmen.

Nur 24 Hauptkriegsverbrechern wurde in Nürnberg der Prozess gemacht. Zwölf von ihnen wurden zum Tode verurteilt, die Hinrichtungen fanden am 16. Oktober 1946 statt. Dies besiegelte offiziell die Schuld Deutschlands, vermittelte aber zugleich die Botschaft, dass das Kapitel des Kriegs nun abgeschlossen sei.

Die Regierungen im Nachkriegsdeutschland konzentrierten sich ganz auf den wirtschaftlichen Aufbau. Theodor Heuss, der erste Bundespräsident, erklärte, die einzige Chance der Deutschen sei nun Arbeit. Der Philosoph Hermann Lübbe stellte die Frage, ob der Wiederaufbau nicht nur unter der Voraussetzung eines «kommunikativen Beschweigens»²⁰ möglich gewesen sei, während der israelische Historiker Saul Friedländer von einem ständigen «Auf und Ab zwischen Erinnerung und Vergessen»²¹ sprach.

Noch in den 1960er Jahren wurde an den deutschen Universitäten kaum zu Kriegsverbrechen geforscht. Die

erste umfassende Studie über den Völkermord der Nazis mit dem Titel *Die Vernichtung der europäischen Juden* stammte von dem österreichisch-jüdischen Historiker Raul Hilberg. Er schloss das Buch bereits 1954 ab, aber es sollte bis 1961 dauern, ehe er es bei einem kleinen Verlag in Chicago unterbringen konnte.

In Deutschland war die Scheu vor einer Publikation offenbar noch größer. Erst 1982 erschien der Text in dem kleinen Berliner Verlag Olle & Wolter auf Deutsch. Dies brachte Hilberg dann auch in Deutschland die akademische Anerkennung.

Der Prozess gegen Adolf Eichmann war eines der ersten weltweit im Fernsehen verfolgten Ereignisse. Zuschauer in aller Welt saßen vor den Bildschirmen und verfolgten die Zeitungsberichte. Eichmann leugnete weder den Holocaust noch seine Rolle bei dessen Organisation. Er versuchte es mit der altbekannten Verteidigungsstrategie, sich hinter dem *Führerprinzip* zu verschanzen - er hätte, wie andere auch, nur Befehle befolgt, die von oben durch die Militärstruktur an ihn weitergereicht worden seien. Er wurde in allen Punkten schuldig gesprochen und am 1. Juni 1962 gehängt.

Sehr kontrovers wurde die Darstellung dieser Ereignisse durch Hannah Arendt aufgenommen. Die Zeitschrift *New Yorker* hatte die bekannte Publizistin mit der Berichterstattung über den Prozess in Jerusalem beauftragt. In ihrem 1963 erschienenen Buch *Eichmann in Jerusalem* schrieb sie: «Das Beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, daß er war wie viele, und daß diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind.»²² Eichmann, so Arendt, habe nur an sein Weiterkommen gedacht und aus seiner kognitiven Distanz zu den Opfern heraus nicht realisiert, was er mit seinem Handeln anrichtete. «Die Banalität des Bösen» wurde

von da an heftig diskutiert. Hannah Arendt war dem Vorwurf ausgesetzt, eine eigentlich eindeutige moralische Entscheidung zu «psychologisieren».

Die 1960er Jahre waren im Westen von Musik, sexueller Befreiung und neuen, teils radikalen politischen Ideen geprägt. Charakteristisch für die Zeit waren eine fast weltweit verbreitete kritische Einstellung gegenüber den USA und die Ablehnung des Vietnamkriegs. Auch in Deutschland kam es zu politischen Protesten, die aber immer auch eine persönliche Komponente hatten. Sie entsprangen dem Zorn auf ein Establishment, das sich in den Augen vieler junger Menschen nicht der Vergangenheit stellte, geschweige denn Wiedergutmachung betrieb. Wohin man auch sah, überall wurden hohe Ämter von Personen bekleidet, die sich schuldig gemacht hatten.

Der Einfluss der Achtundsechziger ist bis heute stark, das gilt ganz besonders für Deutschland. Urplötzlich meldete sich eine Generation zu Wort, die Fragen stellte und sich widersetzte. Das Aufbegehren der Jugend hatte neben einer positiven, gewaltfreien auch eine radikalere Seite, die sich in den 1970er Jahren unter anderem mit dem Terror der Roten Armee Fraktion Bahn brach. Was diese beiden Seiten verband, war ihr Blick auf die deutsche Gesellschaft, wohingegen sich die Schlüsse, die sie daraus zogen, deutlich unterschieden.

Frage man Leute aus dieser Generation, die heute in ihren Siebzigern sind, welche öffentlichen Ereignisse ihr Verständnis der NS-Zeit nachhaltig beeinflusst haben, führen sie gewöhnlich drei Punkte an. Das Erste ist Willy Brandts Kniefall vor dem Mahnmal für den Aufstand im Warschauer Ghetto. Dieses eindrückliche Schuldbekenntnis des damaligen Bundeskanzlers spaltete im Dezember 1970 die öffentliche Meinung. Die Konservati-

ven waren empört. Brandt betonte, es sei eine spontane Entscheidung gewesen, er habe ursprünglich bloß einen Kranz niederlegen wollen, empfand diese Art der Trauerbekundung aber nicht angemessen. «Am Abgrund der deutschen Geschichte und unter der Last der Millionen Ermordeten tat ich, was Menschen tun, wenn die Sprache versagt.»²³ Fünfzig Jahre später wurde diese Geste mit einer Sonderprägung der Zwei-Euro-Münze gewürdigt.

Das zweite Ereignis war der Fernseh-Vierteiler *Holocaust*, an dem unter anderem Meryl Streep als Darstellerin mitwirkte und der 1978 in den Vereinigten Staaten vom Sender NBC ausgestrahlt wurde. Damit drang die Shoa in die Wohnzimmer eines Millionenpublikums auf der ganzen Welt. Im Januar 1979 wurde die Serie in einer Synchronfassung vom WDR gesendet, obwohl sich Kräfte von Rechtsaußen bemühten, dies zu verhindern. Sie sprengten sogar zwei Sendemasten. Fast die Hälfte aller Haushalte in Deutschland, die ein Fernsehgerät besaßen, schaltete die vier Folgen ein; letztlich erreichten sie über 20 Millionen Zuschauer. Trotz der teils kitschigen und manchmal auch etwas weichgespülten Darstellung war die Serie ein Meilenstein der Fernseh- und Gesellschaftsgeschichte. Mit außerordentlicher Wirksamkeit trug sie die Schuldfrage über die Naziführung hinaus in die Familien. Sie dokumentierte die Planung der «Endlösung der Judenfrage» auf der Wannsee-Konferenz bis ins Detail und zeigte die Deportationen und die Vernichtung in den Lagern. Fernsehzuschauer riefen zu Zigarettenenden beim WDR an, um auszudrücken, wie betroffen sie waren und wie sehr sie sich schämten.

Das dritte Ereignis war ein staatsmännischer Akt. In einer Gedenkstunde des Parlaments am 8. Mai 1985 zum 40. Jahrestag der Beendigung des Kriegs in Europa hielt Bundespräsident Richard von Weizsäcker (zu je-

nem Zeitpunkt erst ein Jahr im Amt) eine Rede, die die bis dahin tiefste von einem deutschen Politiker vorgenommene Analyse der Schuld enthielt. Er nannte die Kapitulation Deutschlands einen «Tag der Befreiung» und erklärte, dass jüngere Generationen keine eigene Schuld bekennen könnten für Taten, die sie nicht begangen haben: «Kein fühlender Mensch erwartet von ihnen, ein Büßerhemd zu tragen, nur weil sie Deutsche sind. Aber die Vorfahren haben ihnen eine schwere Erbschaft hinterlassen. Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen.» Hier machte er eine kurze Pause, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. «Es geht nicht darum, Vergangenheit zu bewältigen. Das kann man gar nicht. Sie lässt sich ja nicht nachträglich ändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.»²⁴

Mehr als zwei Millionen Exemplare des Manuskripts wurden gedruckt und in der Bevölkerung verteilt. Seine historische Ansprache war von großer Bedeutung, nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch wegen ihres Verfassers. Denn dessen Familie war ebenfalls mit der Geschichte des Dritten Reichs verknüpft. Ernst von Weizsäcker, der Vater des Bundespräsidenten, hatte die Diplomatenlaufbahn eingeschlagen und unter anderem im Auswärtigen Amt der nationalsozialistischen Regierung als Staatssekretär gedient. Ab 1947 musste er sich wegen seines Beitrags zur Deportation französischer Juden nach Auschwitz vor dem Nürnberger Gericht verantworten, wurde schuldig gesprochen und zu einer Haftstrafe von sieben Jahren verurteilt, im Oktober 1950 im Zuge

einer Amnestie aber vorzeitig entlassen; kurze Zeit später starb er an einem Herzanfall.

Der Jahrestag fiel in eine Phase, als man im Land diskutierte, welche Form die Vergangenheitsbewältigung angesichts des langen Zeitraums seit Kriegsende annehmen solle. Bei einem Besuch in Israel 1984 erklärte Bundeskanzler Helmut Kohl nach Besichtigung der bedeutendsten Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem den Abgeordneten der Knesset, dass er zu einer Generation von Deutschen gehöre, der glücklicherweise keine Verantwortung zukomme: «Ich rede vor Ihnen als einer, der in der Nazizeit nicht in Schuld geraten konnte, weil er die Gnade der späten Geburt und das Glück eines besonderen Elternhauses gehabt hat.»²⁵

Die Kontroverse über diesen Vorfall wurde zusätzlich befeuert durch Kohls Entscheidung, anlässlich eines Staatsbesuchs von Ronald Reagan 1985 die Kriegsgräberstätte Bitburg an der luxemburgischen Grenze zu besuchen, auf der neben Hunderten Soldaten der deutschen Wehrmacht auch Angehörige der Waffen-SS bestattet waren. Insgesamt blieben die beiden Staatschefs nur ganze acht Minuten auf dem Friedhof, da die Fahrt mit einem Besuch der Gedenkstätte von Bergen-Belsen verbunden war. Doch es reichte für eine Kranzniederlegung. Mit diesem Akt fühlten sich jene Deutschen bestätigt, die meinten, die Vergangenheit sei «normalisiert». Wie viele von Kohls Handlungen schien auch diese Entscheidung ungeschickt, doch verbarg sich dahinter eine komplexe und wohldurchdachte Absicht. Ganz in diese Reihe passte das geradezu ikonische Foto mit dem deutschen Bundeskanzler und dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand, wie sie bei einer Feierstunde zum 70. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs in Verdun Hand in Hand dastehen. Kohl tat genau das, was viele Deutsche seines Alters ta-

ten - er manövrierte sich mühsam durch die jüngere Geschichte, weigerte sich, sie unter den Tisch zu kehren, und versuchte der Erinnerung eine Form zu geben, ohne sich von ihr formen zu lassen.

Dies waren die Strömungen in Politik und Wissenschaft, als ich 1985 meine Stelle in Bonn antrat.

Es war die Zeit des sogenannten Historikerstreits. Ausgetragen wurde er zwar nur von einer kleinen Gruppe Intellektueller in den Feuilletons der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Zeit*, doch er kennzeichnete den Beginn des Ringens um die Seele des modernen Deutschlands.

In bestimmter Hinsicht war es eine direkte Auseinandersetzung zwischen Rechts und Links. Den Startschuss gaben drei konservative Historiker mit ihrem Versuch, die Singularität des Holocaust und damit die Schuld der Deutschen zu relativieren. Dies wurde von der liberalen Linken als gefährlicher Revisionismus und unhaltbare Verharmlosung zurückgewiesen. Die Auseinandersetzung begann im Juni 1986 mit der Veröffentlichung eines Essays von Ernst Nolte, damals Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin, unter der Überschrift «Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte» in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Darin plädierte er dafür, einen Schlussstrich unter die deutsche Vergangenheit zu ziehen, denn die Forderung, sich an die Nazizeit zu erinnern, sei «wie ein Richtschwert über der Gegenwart aufgehängt»²⁶.

Nolte verstand sich als intellektueller Provokateur. Ihm ging es darum, die Konformisten in den europäischen Akademikerkreisen wachzurütteln. An seiner Seite standen die beiden Historiker Michael Stürmer und Andreas Hillgruber. Stürmer, unter anderem auch außenpolitischer Berater von Kanzler Kohl, war der An-

sicht, Regierung, Medien und Historiker sollten zusammenwirken, um eine positive Sicht auf die Geschichte Deutschlands zu schaffen, sich weniger auf die zwölf Jahre des Dritten Reichs zu fokussieren, sondern den Blickwinkel zu weiten.

Der bekannteste Kritiker der Gruppe war der Sozialphilosoph Jürgen Habermas. In einem Artikel mit dem Titel «Eine Art Schadensabwicklung. Die apologetischen Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung» griff er den neuen Nationalismus der Rechten scharf an. Für ihn war und blieb Auschwitz Zeichen einer tiefen Zäsur in der deutschen Geschichte.

Nach der Niederlage Hitlers hatte man, besonders im Ausland, gern die Theorie des deutschen «Sonderwegs» vertreten. Einer ihrer bekanntesten Anhänger war der US-amerikanische Historiker und Journalist William L. Shirer, der in seinem 1960 erschienenen Buch *Aufstieg und Fall des Dritten Reichs* eine gerade Linie von Luther zu Hitler zieht. Folgt man ihm, waren die Deutschen seit jeher für blinden Gehorsam und Unterwürfigkeit anfällig. Viele Kritiker bezeichneten Shirers Darstellung als verkürzt und unausgereift. Zwar hatte sich in den 1980er Jahren bereits ein differenzierterer Ansatz zur Frage der Kriegsschuld durchgesetzt, doch auch er war nicht weniger subjektiv gefärbt. Den tonangebenden Männern (Frauen traten damals kaum in Erscheinung) im öffentlichen Leben Deutschlands fiel es oft schwer, das Politische vom Persönlichen zu trennen.

Die entbrannte Debatte wurde weltweit geführt. Das internationale Institut für Holocaust-Forschung Yad Vashem widmete dem Historikerstreit eine gesamte Ausgabe seiner Zeitschrift *Yad Vashem Magazine*. Und in London wurde dazu eine Tagung unter Beteiligung renommierter Historiker und Publizisten wie Ralf Dahrendorf,

Isaiah Berlin, George Weidenfeld und Fritz Stern abgehalten.

Der zeitliche Abstand, der die Rolle der eigenen Familie in der NS-Zeit für den Einzelnen in immer weitere Ferne rückte, hatte das Dilemma nicht entschärft. Wie und worüber sollten Historiker forschen, wie Künstler die Möglichkeit diskutieren, Deutsche auch als Opfer des Kriegs darzustellen, ohne sich den Vorwurf des moralischen Relativismus einzuhandeln?

Ein Reizthema stellte die massenhafte Vergewaltigung deutscher Frauen in der ersten Jahreshälfte 1945 durch sowjetische Soldaten dar.²⁷ Das in den Vereinigten Staaten 1954 anonym veröffentlichte Buch *A Woman in Berlin* schilderte die Ungeheuerlichkeiten in qualvollen Einzelheiten. Die Autorin beschreibt sich selbst als 32-jährige Angestellte in der Medienbranche. Der Bericht ihres Überlebenskampfs erstreckt sich über zwei Monate. Da sie den Vorteil hatte, russisch zu sprechen, entschloss sie sich, einen gebildeteren Offizier als «ständigen Begleiter» zu suchen und seine Geliebte zu werden, um auf diese Weise vor sonst üblichen wiederholten Vergewaltigungen und anderen Übergriffen geschützt zu sein. Das Buch wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt, zunächst jedoch nicht ins Deutsche. Als 1959 endlich ein Verleger in Genf gefunden war, stieß *Anonyma – Eine Frau in Berlin* auf eisige Ablehnung. Man beschuldigte die Autorin, berechnend und gefühlskalt zu sein, vor allem aber die Würde der deutschen Frauen herabzusetzen. Daraufhin verweigerte sie weiteren deutschen Auflagen ihre Genehmigung. 2003, fast 50 Jahre später, enthüllte der Journalist Jens Bisky, dass der Text von einer Journalistin namens Marta Hillers stammte, die 2001 verstorben war. Er wurde in der Anderen Bibliothek unter der Herausgeberschaft von Hans Magnus Enzensberger neu aufgelegt und diesmal von den Kritikern mit

Lob aufgenommen. Monatelang stand das Buch auf der Bestsellerliste. 2005 erschien eine englische Neuausgabe, ergänzt durch eine Einleitung des britischen Historikers Antony Beevor, der den Text als den beeindruckendsten persönlichen Bericht aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnete.²⁸

Ein ähnlich großes öffentliches Echo fand das 2002 erschienene Buch *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, das sich mit den Flächenbombardierungen der deutschen Städte, insbesondere der Zerstörung Dresdens befasst. Jörg Friedrich, sein Autor, war Kontroversen gewohnt. Er hatte sich bereits gegen den Vietnamkrieg eingesetzt und protestierte auch gegen den von Bush und Blair gemeinsam initiierten Irakkrieg. Friedrich wollte das Thema des Leids der Deutschen nicht länger allein den rechtsextremen Nationalisten überlassen. Sein Buch wurde zum Bestseller. Durch sein vorheriges Werk über den Nationalsozialismus war Friedrich zu einem gewissen Grad gegen Angriffe gefeit. Da er im Zusammenhang mit dem Feuersturm jedoch auch von «Vernichtung» sprach, warf man ihm dennoch vor, die deutsche Schuld zu relativieren.

Einen großen Eindruck hinterließ W. G. Sebalds Buch *Luftkrieg und Literatur*, das 1999 erschien. Der aus Bayern stammende und in Großbritannien lebende Autor und Literaturwissenschaftler diskutiert darin anhand mehrerer schriftstellerischer Werke, ob und inwiefern die deutsche Literatur kollektive Erfahrungen der Kriegszeit wiedergebe. Dies geschieht am offensten in dem Kapitel über den Bombenkrieg der Alliierten. Einige Jahre vor Erscheinen des Buches hatte die Königinmutter im Zentrum Londons ein Denkmal für Arthur «Bomber» Harris enthüllt, den Oberbefehlshaber der alliierten Luftstreitkräfte, der die Bombardierungen deutscher Städte angeordnet hatte. Sebald erinnerte an die

Zahlen: Annähernd 700 000 Zivilisten, darunter etwa 75 000 Kinder, waren verbrannt oder erstickt, Bomben mit dem Gesamtgewicht von einer Million Tonnen auf 131 Städte und Ortschaften niedergegangen. Konkret ergab das, um nur einige Beispiele zu nennen, 31 Kubikmeter Trümmer-Schutt für jeden Einwohner Kölns, 6865 Leichen, die wegen Seuchengefahr im Dresdner Stadtzentrum auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, und Flammen, die in Hamburg bis zu 2000 Meter in den Himmel stiegen.²⁹ Die in den Adenauer-Jahren vorherrschende Amnesie beruhte seiner Ansicht nach nicht auf der Weigerung, Stellung zu beziehen, sondern auf einem verzögert einsetzenden Trauma. «Gerade aber an der Unzulänglichkeit und Verkrampftheit der mir ins Haus geschickten, unterschiedlichen Schriftstücke und Briefe konnte man ablesen, dass die in den letzten Kriegsjahren von Millionen gemachte Erfahrung nationaler Erniedrigung sondergleichen nie wirklich in Worte gefasst und von den unmittelbar Betroffenen weder untereinander geteilt noch an die später Geborenen weitergegeben worden ist.»³⁰

Für Deutschland war es von großem Wert, nun offen über die eigenen Wunden sprechen zu können. Nicht im Sinne einer Rechtfertigung, sondern weil es seit den 1980er Jahren, seit der Wiedervereinigung und auch schon in der Zeit davor, gelernt hatte, sich mit seiner Schuld auseinanderzusetzen. Zivilcourage war Thema in der Schule: Gesetze sind zu befolgen, aber gilt dieses Prinzip auch dann, wenn sie ein Land in eine falsche Richtung führen? Man ermutigte die Schüler zu eigenständigem Denken, dazu, auch nein zu sagen und gegebenenfalls Widerstand zu leisten.

Die Erinnerung an die Kriegsschuld ist im Lauf der Zeit nicht schwächer geworden. Es verblüfft mich immer wieder, wie viele Deutsche, insbesondere junge Men-

schen und jene in mittleren Jahren, unaufgefordert darauf zu sprechen kommen. Dies geschieht nicht in der Absicht, sich bloß die Vergangenheit zu vergegenwärtigen – obwohl das durchaus auch seinen Wert hat –, sondern um sich zu vergewissern, dass aus ihr tatsächlich Lehren gezogen wurden. In Zeiten wie diesen, in denen autoritäres Denken, Nationalismus und unzivilisiertes Getöse in Europa und anderswo immer mehr an Boden gewinnen, spricht man in Deutschland über die Verbrechen des Dritten Reichs häufiger denn je. Niemand tritt heute mehr dafür ein, einen Schlussstrich zu ziehen.

Der in den letzten Jahren weltweit aufkommende Populismus war Anlass zu ausführlicheren Analysen zum Wesen des autoritären Denkens und seiner Anziehungs- kraft im Kontext der heutigen Zeit. Am nachdenklichsten machte mich ein 2018 in einem Essayband erschienener Text, der die Frage stellte, ob sich in anderen Ländern ebenfalls eine Disposition für Gehorsam und Fügsamkeit finden ließe. «Die westlichen liberalen Gesellschaften haben die Fähigkeit der Menschen, sie zu tolerieren, bis über alle Maßen strapaziert», schrieben die Wissenschaftler Karen Stenner und Jonathan Haidt. Dies sei eine natürliche Variation im politischen Charakter der Menschen, «großenteils vererbbar und relativ unabänderlich, vor allem aber größtenteils immun gegenüber demokratischer Sozialisation und der Förderung von Multikulturalismus, sofern sie dadurch nicht noch verstärkt wird».³¹

Eine ernüchternde Einschätzung, angesichts derer man nur hoffen kann, dass alle Staaten wachsam bleiben.

Ob in den Schulen oder in der Wissenschaft, ob in den Medien oder in der Politik, in Deutschland wurde die Abrechnung mit jedem weiteren Jahrzehnt detaillierter und schmerzlicher, aber auch nuancierter. Dies zeigt ein

Land, das im Begriff ist, sich mit seiner Vergangenheit zu versöhnen – ganz im Gegensatz zu anderen Nationen, die im Krieg Schuld auf sich luden: Japan, Österreich, Italien. Man betrachte nur Spanien mit seinem jahrzehntelangen Widerstand, General Francos sterbliche Überreste aus dem «Tal der Gefallenen» zu bringen. Als es 2019 endlich dazu kam, protestierte nicht nur eine kleine Gruppe von Extremisten, sondern ein durchaus beträchtlicher Anteil von Bürgern, die nichts dabei fanden, ihre Bewunderung für den faschistischen Diktator vor aller Welt zu zeigen.

Die Wiedervereinigung und die Aufbruchsstimmung gaben den Deutschen Gelegenheit, Zeit und Raum, die vielen Traumata zu bewältigen, die sie anderen zugefügt hatten – sowie jene, die sie selbst erfuhren. Und dies doppelt, in zwei Diktaturen, beide schrecklich, wenn auch nicht miteinander vergleichbar. Aber vergessen will es niemand.

[...]

Endnoten

- 1** Zitiert in: G. Wheatcroft, England Have Won Wars Against Argentina and Germany. Football Matches, Not So Much., New Republic, 12. Juli 2014.
- 2** P. Morgan, Mirror Declares Football War on Germany, Daily Mirror, 24. Juni 1996.
- 3** M. Sontheimer, Gefangene der Geschichte, Spiegel, 16. Dezember 2002.
- 4** D. Woidke, speaking at Chatham House conference, Berlin, 7. November 2019.
- 5** Brief an Helmut Schmidt 18. November 1974, P. Oltermann, Beach Towels and Brexit: How Germans Really See the Brits, Guardian, 30. September 2019.
- 6** S. Schama & S. Kuper, Margaret Thatcher 1925–2013, Financial Times, 12. April 2013.
- 7** Nicholas Ridley, in einem Interview mit Dominic Lawson, damals Redakteur des Spectator. Siehe: J. Jones, From the Archives: Ridley was Right, Spectator, 22. September 2011.
- 8** Zitiert in: A. Hyde-Price, Germany and European Security before 1990, in K. Larres (Hg.), Germany since Unification: The Development of the Berlin Republic, Basingstoke 2001, S. 206.
- 9** M. Thatcher, The Downing Street Years, London 1993, S. 813.
- 10** G. Will, Today's Germany is the best Germany the World has seen, Washington Post, 4. Januar 2019.
- 11** F. Stern, Five Germanys I have known, New York 2006, S. 425.
- 12** Ebd., S. 4.
- 13** A. J. P. Taylor, The Course of German History: A Survey of the Development of Germany since 1815, London 1945, S. 13.

- 14** G. Orwell, Creating Order out of Cologne Chaos, *Observer*, 25. März 1945.
- 15** N. MacGregor, Germany: Memories of a Nation, London 2014, S. 484.
- 16** Ebd.
- 17** Zitiert in: ebd.
- 18** Zitiert in: S. Crawshaw, Easier Fatherland: Germany and the Twenty-First Century, London 2004, S. 23-24.
- 19** G. C. Marshall, The Marshall Plan Speech, Harvard University, Cambridge, MA, 5. Juni 1947, marshallfoundation.org/marshall/themarshall-plan/marshall-plan-speech (zuletzt aufgerufen 1. November 2019).
- 20** H. Lübbe, Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. Januar 1983.
- 21** S. Friedlander, Memory, History and the Extermination of the Jews of Europe, Bloomington and Indianapolis 1993, S. 8.
- 22** H. Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 2008, S. 400 f.
- 23** W. Brandt, Erinnerungen, Propyläen-Verlag, Frankfurt am Main 1989, S. 214.
- 24** R. von Weizsäcker, Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, Bonn, 8. Mai 1985, https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html (zuletzt abgerufen 22. Januar 2021).
- 25** H. Kohl, Rede im Knesset, Jerusalem, 24. Januar 1984.
- 26** E. Nolte, Vergangenheit, die nicht vergehen will: Eine Rede, die geschrieben, aber nicht mehr gehalten

werden konnte, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. Juni 1986.

27 P. Lever, Berlin Rules: Europe and the German Way, London, I. B. Tauris, 2017, S. 45.

28 A. Beevor, Letter to the Editor: A Woman in Berlin, New York Times, 25. September 2005.

29 W. G. Sebald, Luftkrieg und Literatur, Frankfurt am Main 1999.

30 Ebd., S. 6.

31 J. Haidt, K. Stenner: Authoritarianism is Not a Momentary Madness; in Cass R. Sunstein: Can it Happen Here?, Dry Street Books 2018.